

Albrecht Plewnia

Migranten und ihre Sprachen

Europa ist mehrsprachig. In seiner Trivialität ist dieser Satz wahr für den Kontinent Europa, und er ist ebenso wahr für die Europäische Union. Für die EU wird dies besonders augenfällig durch ihre 23 Amtssprachen und das zugehörige komplizierte Sprachenregime mit aufwendigen Dolmetsch- und Übersetzungsdiensten. Diese europäische Mehrsprachigkeit beschreibt jedoch im Kern die organisierte Koexistenz verschiedener Sprachen in geografisch weitgehend distinkten Räumen; in diesem Sinne ist die Europäische Union gewissermaßen eine große Schweiz, wo Sprecher verschiedener Sprachen zwar gemeinsam unter einem organisatorischen Dach, aber letztlich, einem Territorialprinzip folgend, nebeneinanderher leben, ohne dass sich dieses Nebeneinander verschiedener Sprachen in großem Umfang in einer individuellen Alltagsmehrsprachigkeit niederschlägt. In Bezug auf ihre großen Nationalsprachen ist die Europäische Union, ist Europa weithin nicht eigentlich mehrsprachig, sondern eher mehrfach einsprachig. Etwas anders ist dies zwar in denjenigen Gebieten, wo autochthone Minderheiten- und Regionalsprachen existieren und wo daher kollektive Mehrsprachigkeit eine lang etablierte Selbstverständlichkeit darstellt; doch diese Form der Mehrsprachigkeit bleibt klar regional gebunden; außerhalb dieser Gebiete ist Einsprachigkeit die Regel.

Allerdings werden die Sprachräume durchlässig. Sprachkontakte durch Migration hat es zwar immer schon gegeben, doch in den letzten Jahrzehnten haben, im Zuge wachsender Mobilität und ausgelöst durch die verschiedenen ökonomischen und soziodemografischen Veränderungen, die Migrationsbewegungen in Europa erheblich zugenommen. Das hat dazu geführt, dass inzwischen vielerorts die Sprecherpopulationen weniger homogen sind als früher und sich reale Mehrsprachigkeiten entwickeln. Migranten sind es, die eine monolinguale Gesellschaft mehrsprachig machen.

Dieser Band handelt von Migranten und ihren Sprachen, er handelt von den besonderen sprachlichen Realitäten, unter denen Migranten leben, und davon, was dies für ihre Sprachen und ihre verschiedenen Identitäten bedeutet. Die Frage, wie unter den Bedingungen sich ändernder demografischer Verhältnisse einerseits europäische Mehrsprachigkeit, andererseits Zuwanderung und Integration – individuell und kollektiv – erfolgreich organisiert werden können, ist eine der entscheidenden gesellschaftspolitischen Debatten, die gegenwärtig in der Bundesrepublik geführt werden. Für ihre Beantwortung

wiederum ist die Frage nach dem Verhältnis von Sprachen und Identitäten zentral, weil die Sprache eines Menschen einen der stärksten identitätsstiftenden Faktoren überhaupt darstellt, und zwar sowohl im Selbstverständnis als auch in der Fremdzuschreibung. Die Sprache ist der entscheidende Zugang, weil Sprache immer einer der wichtigsten Identitätsträger ist. Will man etwas wissen über die Bedingungen und Möglichkeiten von Integration, dann ist das Wissen um die primären sprachlichen Verortungen der Menschen dafür die Basis. Von Interesse ist dabei nicht nur die Zielsprache der Mehrheitsgesellschaft (in unserem Falle Deutsch), sondern auch und besonders die jeweilige Erstsprache. Die spezifischen Kompetenzen, die Menschen mit Migrationshintergrund besitzen, werden in Deutschland gegenwärtig noch nicht systematisch genutzt, weder beispielsweise in Spracherwerbsprogrammen zur Verbesserung der sprachlichen Integration noch in professionellen Zusammenhängen zur Verbesserung etwa der Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Hier gibt es noch viel Potenzial, dessen gezielte Nutzung sowohl individuell für die Betroffenen als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene große Vorteile verspricht.

Vor diesem Hintergrund versuchen die Beiträge dieses Bandes, die Situation in Deutschland zu umgreifen und sie mit der Lage in anderen Ländern mit prominenten Mehrsprachigkeitskonstellationen (von der Schweiz bis Indien) zu kontrastieren, um auf diese Weise auszuloten, wie es gelingen kann, das bislang weitgehend ungenutzte Potenzial, das in der Mehrsprachigkeitskompetenz von Migranten liegt, besser abzurufen und damit individuell und für die Gesellschaft nutzbar zu machen.

Die mit den verschiedenen Mehrsprachigkeitskonstellationen verknüpften Mehrdimensionalitäten ein wenig aufzuschlüsseln, nimmt sich **Patrick Stevenson** in seinem Beitrag zum Thema „Migration und Mehrsprachigkeit in Europa: Diskurse über Sprache und Integration“ vor. Die Existenz von Mehrsprachigkeit – eigentlich: Mehrsprachigkeiten – als Folge von Migration ist eine gesellschaftliche Tatsache. Dabei gibt es in einem mobilen Europa sehr verschiedene Mehrsprachigkeitskonstellationen mit sehr unterschiedlichen sozialen Wertzuschreibungen. Stevenson legt dar, wie sich diese Konstellationen mit politischen Konzepten – konventionellen (wie Staatsbürgerschaft) und moderneren (wie Integration) – verschränken, und diskutiert, wie sich in diesem Spannungsfeld eine kohärente europäische Sprachenpolitik entwickeln ließe; eine Fragestellung, in die sich auch das LINEE-Projekt zur Erforschung von Mehrsprachigkeit, Sprachpolitik und Migration einordnet.

In der europäischen Sprachenpolitik entsteht leicht der Eindruck, dass autochthone Minderheitensprachen und neue Migrationsminderheiten als Gegen-

sätze gedacht und geradezu gegeneinander ausgespielt werden (so werden beispielsweise die Migrationsminderheiten von der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen explizit nicht erfasst). Dass ein solches Denken unklug ist, zeigt **Rita Franceschini** in ihrem Beitrag über „Die ‘mehrsprachigsten’ Bürger Europas. Sprecher von historischen und neuen Minderheitensprachen und ihr Beitrag zur Multikompetenz“. Sie diskutiert die Frage, wie sich die Bedürfnisse nach dem Spracherhalt von Herkunftssprachen von Migranten einerseits mit der Notwendigkeit der sprachlichen Integration andererseits versöhnen lassen, und illustriert an Beispielen aus der Schweiz, dass dabei auch die Haltungen der Mehrheitsgesellschaft eine entscheidende Rolle spielen; helfen könnte hier mit dem Blick auf die autochthonen Minderheitensprachen das Bewusstsein, dass sprachliche Pluralität in Europa durchaus kein neues Phänomen darstellt.

Nach wie vor sind, stark geprägt durch die europäische Nationalstaatsideologie seit dem 19. Jahrhundert, die meisten Staaten Europas mindestens im Bewusstsein der meisten ihrer Bürger einsprachig konzipiert. Sprachen jenseits der eigenen Muttersprache werden als „Fremdsprachen“, nicht als „andere Sprachen“ oder gar als „europäische (also zugehörige) Sprachen“ wahrgenommen. Diese Haltung konfliktiert mit den durch Migrationsprozesse einerseits und die europäische Integration andererseits entstehenden neuen Realitäten, die die europäischen Nationalstaaten vor neue Herausforderungen stellen. In welcher Weise die Koexistenz mehrerer Sprachen (und Kulturen) organisierbar ist, zeigt in einer Außenperspektive **Anil Bhatti** am Beispiel Indiens in seinem Beitrag zu „Sprachenvielfalt und kulturelle Diversität. Vergleichende Überlegungen zwischen Indien und Europa“.

Nach diesen vorwiegend auf gesamtgesellschaftliche Konstellationen ausgerichteten Überlegungen wechselt **Rosemarie Tracy** die Blickrichtung, indem sie individuelle Mehrsprachigkeitsbedingungen in den Blick nimmt und hier besonders die zweite Generation und die Prozesse des Spracherwerbs – des doppelten Erstspracherwerbs bzw. des (früh-)kindlichen Zweitspracherwerbs innerhalb des Bildungssystems – fokussiert. In ihrem Beitrag „Mehrsprachigkeit: Realität, Irrtümer, Visionen“ räumt Tracy mit weitverbreiteten Vorurteilen und Mythen in Bezug auf Mehrsprachigkeit auf und zeigt, welche Bedeutung bei der Sprachförderung dem Wissen um Spracherwerbsprozesse zukommt.

Ebenfalls um die sprachliche Situation der Angehörigen der zweiten Migrantengeneration geht es im Beitrag von **Tanja Anstatt**. Die beiden gemessen an der Zahl ihrer Sprecher bedeutendsten Minderheitensprachen in Deutschland

sind das Türkische und das Russische; Anstatt berichtet in ihrem Beitrag zum Thema „Russisch in der zweiten Generation. Zur Sprachsituation von Jugendlichen aus russischsprachigen Familien in Deutschland“ aus einer Pilotstudie zu Spracheinstellungen und Sprachkompetenzen von Jugendlichen aus russischsprachigen Familien. Dabei zeigt sich, dass zwar das Russische als Identitätsanker bei den Jugendlichen eine bedeutende ideelle Rolle spielt, dass aber subjektive und tatsächliche Kompetenzen und Bewertungen in sehr unterschiedlicher Weise miteinander korrelieren.

Die andere große Migrantengruppe in Deutschland, nämlich die der Türken, steht im Fokus des Beitrags von **İnci Dirim**, **Marion Döll** und **Ursula Neumann** über „Bilinguale Schulbildung in der Migrationsgesellschaft am Beispiel der türkisch-deutschen Grundschulklassen in Hamburg“; sie berichten aus dem Modellversuch der türkisch-deutsch-bilingualen Grundschulen. Im Hamburger Schulversuch „Bilinguale Grundschule“ wird versucht, durch Einrichtung bilingualer Klassen die jeweiligen herkunftssprachlichen Kompetenzen der Kinder nutzbar zu machen; trotz verschiedener praktischer Schwierigkeiten wird das Modell von den Beteiligten überwiegend als Erfolg wahrgenommen.

Dieselbe Gruppe, aber sozusagen eine halbe Generation weiter, ist Thema des Beitrags von **Inken Keim** über „Form und Funktion ethnolektaler Formen: türkischstämmige Jugendliche im Gespräch“. In jüngerer Zeit haben sich vielerorts unter Jugendlichen der zweiten (und dritten) Migrantengeneration neue ethnolektale Formen des Deutschen etabliert, die neben die regionalen Varietäten treten. Sie haben eine sehr starke soziale Funktion der Gruppenkonstituierung; Keim zeigt am Beispiel türkischstämmiger Jugendlicher aus Mannheim, wie solche sprachliche Formen und Muster zur Identifikation und zur gruppenspezifischen Identitätsmarkierung genutzt werden.

Nach den Jugendlichen richtet sich der Blick auf die Erwachsenen; **Bernd Meyer** fokussiert in seinem Beitrag mit dem Titel „Herkunftssprachen als kommunikative Ressource?“ die sozioökonomischen Aspekte von migrationsbedingter Mehrsprachigkeit. Dabei geht er von der Beobachtung aus, dass zwar in zahlreichen Unternehmen, Einrichtungen, Behörden, Krankenhäusern usw. für die Kommunikation mit Personen mit geringen Deutschkenntnissen oftmals Mitarbeiter mit Kenntnissen der jeweiligen Herkunftssprachen herangezogen werden, dass diese aber die spezifischen kommunikativen Anforderungen in professionellen Kontexten mangels entsprechender Ausbildung durchaus nicht immer erfüllen. Eine bewusste und aktive Sprachenpolitik müsste darauf abzielen, das zusätzliche Potenzial der Mehrsprachigkeitskompetenz besser nutzbar zu machen.

Eine zentrale Schwierigkeit der Mehrsprachigkeitsdebatte liegt darin, dass den verschiedenen beteiligten Sprachen teils sehr unterschiedliche sozialsymbolische Funktionen zukommen. Einstellungen von Sprechern in Deutschland gegenüber anderen Sprachen und ihren Sprechern sind das Thema des letzten Beitrags des Bandes; **Albrecht Plewnia** und **Astrid Rothe** berichten über „Spracheinstellungen und Mehrsprachigkeit. Wie Schüler über ihre und andere Sprachen denken“. Dabei wird, ausgehend von den Daten einer bundesweiten Repräsentativumfrage zu Spracheinstellungsfragen einerseits und weiteren Erhebungen unter Schülern der 9. und 10. Klasse andererseits, deutlich, dass bestimmte europäische Nachbarsprachen mit einem klar höheren Prestige ausgestattet sind als bestimmte Migrantensprachen.

In den Jahren 2008 und 2009 veranstaltete das Goethe-Institut unter dem Titel „Sprachen ohne Grenzen“ eine Projektreihe zum Thema Mehrsprachigkeit. Im Rahmen der Abschlussveranstaltung dieser Projektreihe im September 2009 in der Akademie der Künste in Berlin fand auch eine Fachkonferenz zum Thema „Sprache und Integration“ statt. Eine der Sektionen dieser Fachkonferenz wurde vom Institut für Deutsche Sprache gestaltet; sie trug den Titel „Bedeutung und Integration von Herkunftssprachen“. Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge sind auf Basis der Vorträge, die in dieser Sektion gehalten wurden, entstanden; außerdem enthält der Band einen thematisch einschlägigen Beitrag von Albrecht Plewnia und Astrid Rothe, die aus einem Forschungsprojekt berichten, das zum Zeitpunkt der Konferenz gerade erst an seinem Anfang stand. Die Sektion wurde abgerundet durch eine Podiumsdiskussion zum Thema „Was kann Europa lernen? Indien, Referenzland im Umgang mit Mehrsprachigkeit“ mit Ludwig M. Eichinger (Institut für Deutsche Sprache, Mannheim), Hans-Jürgen Krumm (Universität Wien), Gaspar Cano Peral (Instituto Cervantes, Berlin) und Pramod Talgeri (Jawaharlal Nehru University, Neu Delhi); die Podiumsdiskussion ist in diesem Band nicht dokumentiert.

Die Herausgeber sind allen, die an der Entstehung dieses Bandes beteiligt waren, zu Dank verpflichtet, in erster Linie natürlich den Referenten der Berliner Tagung und Autoren der Beiträge, auch den Teilnehmern der die Sektion abschließenden Podiumsdiskussion, und nicht zuletzt dem Goethe-Institut als Veranstalter der Projektreihe „Sprachen ohne Grenzen“, in deren Rahmen die Konferenz stattfand.